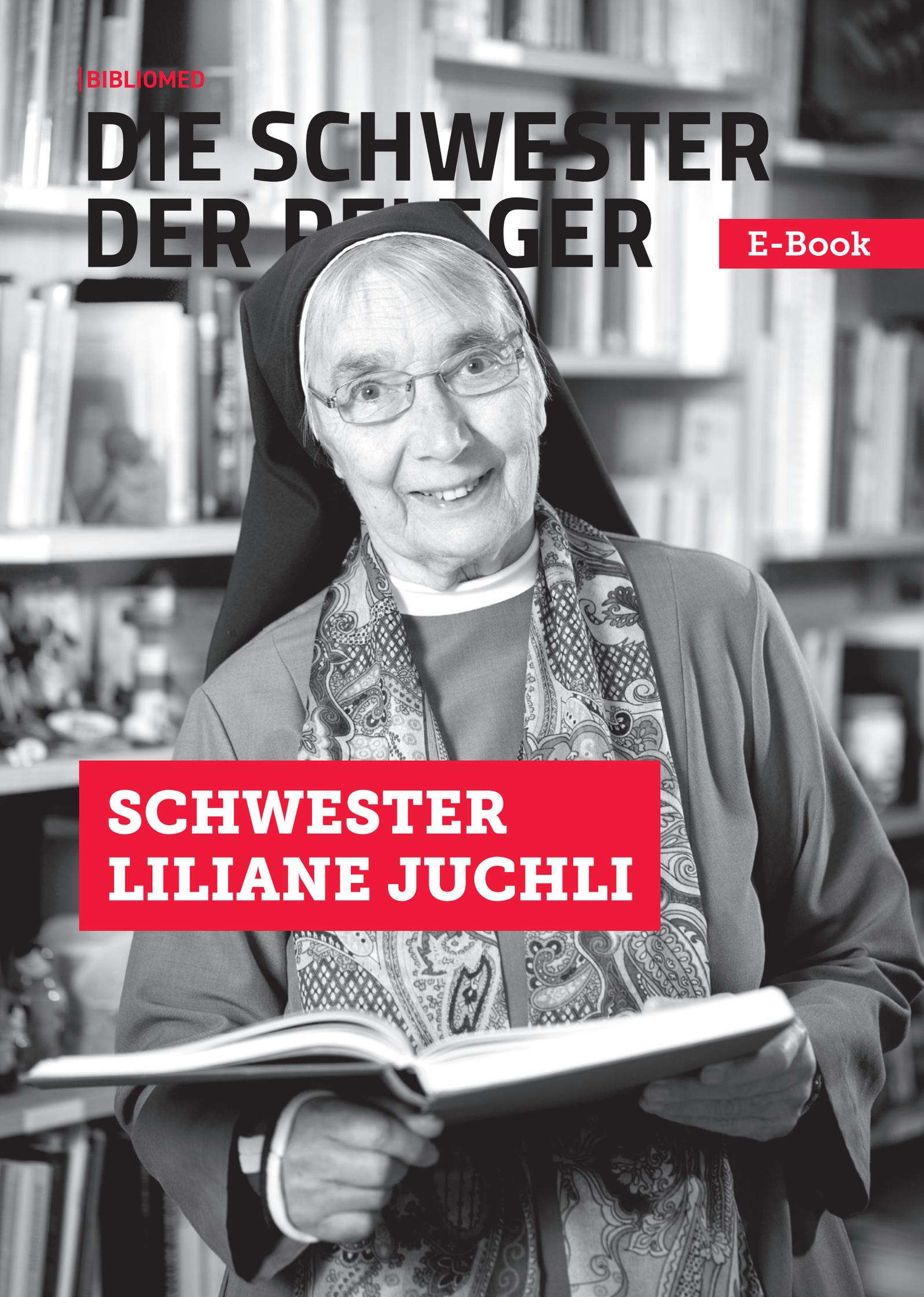


| BIBLIOMED

DIE SCHWESTER DER BEWEGTER

E-Book



**SCHWESTER
LILIANE JUCHLI**

BIBLIOMED

DIE SCHWESTER DER PFLEGER

FÜR ALLE, DIE

MEHR WISSEN

WOLLEN



Die Fach-
zeitschrift für
professionell
Pfleger

Jetzt bestellen:
shop.bibliomed.de/sp





stephan.luecke@bibliomed.de

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Mitte Februar 2013 traf ich Schwester Liliane Juchli zum ersten Mal. Sie war eigens aus Zürich nach Bochum gereist, um auf einem Pflegekongress bei der Aufführung eines Dokumentarfilms über ihr Lebenswerk dabei zu sein. Mit dieser „Grand Dame der Pflege“ hatte ich mich zum Interview verabredet und war als junger, unerfahrener Redakteur entsprechend aufgeregt. Schon beim Händeschütteln spürte ich, dass meine Unsicherheit unbegründet war; sie vermittelte mir ein Gefühl der Ruhe und ich fühlte mich schnell wohl. Für unser Gespräch war nur eine halbe Stunde angesetzt, da ihr Kongresstag minutiös durchgetaktet war. So konnte ich ihr nur ein paar Fragen stellen – etwa wie es sich anfühlt, ein Vorbild für Tausende von Pflegenden zu sein.

Fünf Jahre später lud mich Schwester Liliane in die Schweiz ein. Ich hatte sie gefragt, ob sie anlässlich ihres 85. Geburtstags für ein ausführliches biografisches Gespräch zur Verfügung stünde. Das Interview führten wir in der Schwester-Liliane-Juchli-Bibliothek, die idyllisch in einem kleinen Ort im Kanton Schwyz, unweit des Zürichsees, gelegen ist. Sie hatte sich den ganzen Tag Zeit genommen, sodass ich ihr viele Fragen stellen konnte. So viele, dass es gar nicht möglich war, das Gespräch damals in voller Länge in der Zeitschrift Die Schwester | Der Pfleger abzudrucken.

Dieses E-Book bietet die Möglichkeit, dies nun nachzuholen. Damit wollen wir Schwester Liliane würdigen und einen Beitrag dazu leisten, ihr Lebenswerk lebendig zu halten. Ein herzliches Dankeschön an Vreni Frei Blatter, Patrick Gutenberg und Ueli Bamert, die für diese Publikation Fotos beigesteuert haben. Besonders danken möchte ich Schwester Lilianes jüngerem Bruder Otto Juchli, der mir persönliche Fragen beantwortet und Familienfotos zur Verfügung gestellt hat!

Herzlich, Ihr



„ ICH PFLEGE ALS DIE, DIE ICH BIN

Schwester Liliane Juchlis jahrzehntelanges Wirken hat die 2020 verstorbene Schweizer Ordensfrau zu einer der bekanntesten und renommiertesten Persönlichkeiten der Profession Pflege gemacht. Ihr Leben im Überblick.

Text: Stephan Lücke

1 1973 erschien unter dem Titel *Umfassende Krankenpflege* das erste Lehrbuch für Pflegefachpersonen im deutschsprachigen Raum, das sich schnell zum Standardwerk und verlässlichen Begleiter mehrerer Generationen von Pflegefachpersonen entwickelte. Bis zur achten Auflage, die 1997 erschien, wurde das Buch von Schwester Liliane Juchli herausgegeben; es verkaufte sich mehr als eine Million Mal.

Wichtige Impulse für die Weiterentwicklung der professionellen Pflege gingen Anfang der 1980er-Jahre von der vierten Auflage des Lehrbuchs aus. Darin propagierte Juchli ein neues, ganzheitliches Pflegeverständnis, wonach sich Pflege stärker als zuvor an den körperlichen und seelischen Bedürfnissen des Menschen in einer Gesamtheit orientieren und primär das Gesunde – nicht die Defizite – in den Blick nehmen. Als Orientierungshilfe beschrieb sie die Aktivitäten des täglichen Lebens, nach denen sie die grundlegenden Lebensbereiche des Menschen strukturierte.

Herkunft. Schwester Liliane Juchli, eigentlich Klara Ida Juchli, wurde am 19. Oktober 1933 in Nussbaumen, einem kleinen Ort im Kanton Aargau, geboren. Die Verhältnisse waren bescheiden: Ihr Vater arbeitete in einer Fabrik und einem Steinbruch, ihre Mutter besserte die Haushaltskasse mit Näharbeiten auf. Die Kinder – Klara sowie ihre Brüder Walter und Otto – trugen zum Lebensunterhalt der Familie bei, zum Beispiel indem sie Zeitungen austrugen oder Obst ernteten.

Nach acht Schuljahren schickten die Eltern Klara in die französischsprachige Westschweiz. In einer Gastfamilie sollte sie nicht nur die Fremdsprache Französisch, sondern auch das Führen eines Haushalts erlernen. Doch die Jugendliche fühlte sich in der Familie nicht wohl und zog daher nach einem halben Jahr zu ihrer Tante nach Yverdon im Kanton Waadt. Über eine Zeitungsannonce stieß sie auf die Möglichkeit, als Pflegehelferin im städtischen Krankenhaus zu arbeiten. So machte Klara ihre ersten Erfahrungen in der Pflege.

Ausbildung. Von 1953 bis 1956 absolvierte Klara die Ausbildung zur Krankenschwester an der Krankenpflegeschule am Spital Theodosianum in Zürich.

Der Name des Krankenhauses geht auf den Kapuzinerpaten Theodosius Florentini (1808–1865) zurück, der Mitte des 19. Jahrhunderts eine religiöse, karitativ tätige Organisation gegründet hatte, aus der 1856 das Kloster Ingenbohl hervorgegangen war. Die Krankenpflege war eines der zentralen Aufgabenfelder der Ingenbohler Schwestern. Der Orden bildete Krankenschwestern bereits seit 1861 aus.

Das Spital Theodosianum nahm 1888 den Betrieb auf; die von Ingenbohler Schwestern geführte Krankenpflegeschule für freie – also nicht einem Orden zugehörige – Schwestern gab es seit 1952. Klara Juchli gehörte dem zweiten Ausbildungskurs an.

Ordenseintritt. Während die meisten Mitabsolventinnen nach Abschluss der Ausbildung freie Schwestern blieben, trat Klara Juchli kurz nach der Diplomierung in den Orden des Klosters Ingenbohl ein und nahm den Namen Schwester Liliane an. Es folgten Jahre der Kandidatur, des Postulats und des Noviziats. In dieser Zeit lernen Schwestern das Kloster und den Orden kennen, vertiefen ihre Beziehung zu Gott und klären die Beweggründe für den Eintritt in den Orden. Am 20. April 1959 feierte Juchli gemeinsam mit ihrer Familie die klösterliche Profess. In dieser gibt eine Schwester das feierliche öffentliche und kirchenamtliche Versprechen, in einem Orden die Evangelischen Räte – Armut, Jungfräulichkeit und Gehorsam – zu befolgen.

Ingenbohler Schwestern sind eine weltweite Ordensgemeinschaft der katholischen Kirche, die von der Generaloberin und sechs Rätinnen von Ingenbohl im Kanton Schwyz aus geleitet wird. Wirkungsfelder der Ingenbohler Schwestern sind vorrangig das Gesundheitswesen, Schule und Erziehung sowie Pastoral und Seelsorge.

Unterrichtsschwester. Schon einen Tag nach der Profess nahm Juchli ihre Tätigkeit am Regionalspital Walenstadt im Kanton St. Gallen auf, das von Ingenbohler Schwestern geführt wurde. 1961 wurde Juchli an das Spital Theodosianum zurückgeholt und in unterschiedlichen Fachabteilungen eingesetzt. 1962 wurde sie Unterrichtsschwester an der Krankenpflegeschule des Spitals Theodosianum – zunächst vertretungsweise. Schnell zeigte sich ihr didaktisches Geschick.

Nach Abschluss der einjährigen Ausbildung zur Schulschwester 1964 an der Kaderschule des Schweizerischen Roten Kreuzes in Zürich setzte der Orden Juchli als sogenannte klinische Schulschwester am Kantonsspital St. Gallen ein. Dieses Spital kannte sie bereits von einem Auswärtseinsatz im Rahmen ihrer Ausbildung. Als Lehrende vermittelte Juchli auf die Bedürfnisse der Patienten ausgerichtete Handlungsweisen, erlebte die Pflege in der Praxis aber als tätigkeitsbezogen sowie technik- und arztorientiert.

1969 holte der Orden Juchli aufgrund eines akuten Mangels an Lehrenden an die Krankenpflegeschule in Zürich zurück. Lehrmaterial, das sie in den 1950er- und

1960er-Jahren erstellt und weiterentwickelt hatte, fasste Juchli 1969 auf Anregung der Schulleiterin Schwester Fabiola Jung zu einem 500-seitigen Nachschlagewerk mit dem Titel *Umfassende Krankenpflege* zusammen. Das für den Eigenbedarf bestimmte Manuskript wurde bald auch von externen Lehrenden und Auszubildenden angefordert. Schwester Fabiola Jung schrieb im Vorwort: „Innerhalb von neun Jahren erscheint unser Praktikumsheft in dritter, verbesserter und erweiterter Auflage. Seine Anfänge nahm es in den Fünfzigerjahren mit vervielfältigten Einzelskripten. Jetzt ist es zum Buch geworden, dessen Inhalt in der umfassenden Krankenpflege besteht. (...) Wenn das Werk unseren Lernschwestern und Diplomierten eine Hilfe bedeutet, dann ist sein Zweck erfüllt.“

Lehrbuch. Der wissenschaftliche Verlag Thieme aus Stuttgart wurde auf dieses Kompendium aufmerksam, erkannte sein Potenzial und veröffentlichte es 1971. Die von Juchli überarbeitete Fassung erschien 1973 unter dem Titel *Allgemeine und spezielle Krankenpflege*. Bis ins Jahr 1998 folgten sieben weitere Auflagen, die Juchli als Herausgeberin verantwortete. Seit der neunten Auflage erscheint das Lehrbuch mit dem Titel *Thiemes Pflege* unter einer veränderten Herausgeberschaft.

Aufgrund von gesundheitlichen Problemen gab Juchli 1971 ihre Lehrtätigkeit in St. Gallen auf. Während eines längeren Kuraufenthalts zur Regeneration in Rom stabilisierte sich ihr Gesundheitszustand. Zurück in der Schweiz nahm Juchli 1972 ihre Lehrtätigkeit wieder auf. Die Krankenpflegeschule war kurz zuvor von Zürich an das Spital Limmattal in Schlieren im Kanton Zürich verlegt worden.

Juchli übernahm 1975 die Leitung der ordenseigenen Krankenpflegeschule am Claraspital in Basel. Gleichzeitig arbeitete sie an der Neuauflage des Lehrbuchs. Die hohe Arbeitsbelastung hatte schließlich eine Erschöpfungsdepression zur Folge, zu dessen Bewältigung sie therapeutisch-seelsorgerliche Begleitung in Anspruch nahm. 1978 gab Juchli die Leitung der Krankenpflegeschule krankheitsbedingt auf.

1980 und 1981 kehrte Juchli in die praktische Patientenversorgung zurück: Am Inselehospital in Bern sammelte sie in verschiedenen Abteilungen neues Wissen und neue Anregungen.



Foto: Ueli Bamert

Neues Pflegeverständnis. Ihre persönlichen Erfahrungen mit Krankheit und Genesung veränderten Juchlis Menschenbild und damit auch ihren Blick auf die Pflege. Sie gelangte zu der Überzeugung, dass Pflege auf einem ganzheitlichen Denken und Handeln beruhen und wesentlich enger als bisher an den körperlichen und seelischen Bedürfnissen des Menschen in seiner Gesamtheit orientiert sein sollte.

Diese neue Herangehensweise spiegelte sich in der vierten Auflage des Lehrbuchs wider, die 1983 erschien. Das neue Paradigma war bereits im Titel erkennbar: *Krankenpflege – Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker*. Im Vorwort Juchli: „Pflege darf nicht länger als Defizitmodell nur auf das Kranke bezogen bleiben. Pflege meint zunächst primär das Gesunde. Pflege ist in erster Linie Hilfe zur Selbsthilfe im Sinne einer Hinführung zur Bejahung der Wirklichkeit, als Annehmen, Meistern, Bewältigen, und nicht unreflektiertes Angebot an Pflegediensten. Pflege richtet sich an den Gesunden und an den Kranken – ist Gesundheits- und Krankenpflege; ausgerichtet auf die Seinsmitte der menschlichen Person, ist sie Pflege, die vom ganzen Menschen geleistet wird und den ganzen Menschen meint.“

Das Menschenbild einer ganzheitlichen Pflege als Ausdruck für die Sicht vom Menschen distanzieren sich von einem bloß „biopsychologischen Wesen“, führte Juchli 1985 in ihrer Veröffentlichung *Heilen durch Wiederentdecken der Ganzheit* aus. Ganzheitliche Pflege sehe das Individuum als „Einheit und Ganzheit“. Um ganzheitlich zu pflegen, seien laut Juchli entsprechende Voraussetzungen zu schaffen. Hierzu gehörten die Fähigkeit, integrativ zu denken, zu fühlen und zu handeln, der Glaube an die dem Menschen immer inwohnenden Heil- und Selbstregulierungskräfte, Offenheit und Flexibilität in der Anwendung eines kreativen Pflegeverständnisses, das die ärztlichen Verordnungen und medizinischen Behandlungen begleitet und unterstützt. Notwendig sei zudem die Gewinnung der Kooperation, der Einsicht und des Gesundheitwillens des Kranken, denn weder Gesundheit noch Gesundung könnten verordnet oder diktiert werden. Pflegenden könnten Menschen nur dazu hinführen, sie unterstützen, ihnen Hilfe zur Selbsthilfe leis-

ten und ihnen ihre Eigenverantwortlichkeit bewusst machen.

Folgerichtig beschrieb Juchli die Pflegeplanung als Problemlösungsprozess. Sie orientiere sich am Regelkreis-Denken, indem es „die Situation des Kranken reflektiert, Probleme und Ressourcen des Kranken analysiert und interpretiert, die daraus angemessenen Pflegeziele und -maßnahmen ableitet und realisiert sowie die Auswirkungen einer vollzogenen Pflege nach Bedarf modifiziert“. Als Hilfestellung für eine ganzheitliche Pflege entwickelte die Autorin das Orientierungsmodell der Aktivitäten des täglichen Lebens (ATL), nach denen sie die grundlegenden und in der Pflege zu berücksichtigenden Lebensbereiche strukturierte.

In der zwölften Auflage von *Thiemes Pflege* ging Juchli in einem Gastbeitrag auf die Bedeutung der ATL ein, wie sie sie während ihrer 25-jährigen Herausgeberschaft des Lehrbuchs entwickelt und beschrieben habe. Demnach stellten die ATL „zwar als Ordnungsstruktur ein umfassendes Pflegeerfassungsinstrument“ dar, „das aber nicht isoliert, sondern nur als Teil eines ganzheitlichen Pflegemodells zur Anwendung kommen sollte“. Ein ganzheitliches Pflegemodell, wie sie es versteht, basiert auf einer Theorie, in diesem Fall auf der ganzheitlichen Sichtweise vom Menschen, wie sie in der achten Auflage *Pflege und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker* beschrieben wurde, und einem Instrument, das „auch als Ordnungsstruktur“ bezeichnet werden könnte.

Hierfür habe sie die ATL gewählt. Gleichwohl wies sie darauf hin, dass alle Modelle eins gemeinsam hätten: „Sie erfassen nie das Ganze.“ Die menschliche Begegnung sei somit die „essenzielle Basis der Pflege“ überhaupt. „Mein Kernwort *Ich pflege als die, die ich bin* verbindet demnach die Art und Weise, wie ich den Menschen sehe, wie ich auf ihn zugehe, und bestimmt die davon abgeleitete Sorge und Pflege. Die Ordnungsstruktur ATL kann und darf demnach nicht isoliert vom zugrunde liegenden Menschenbild betrachtet werden.“

Ab Mitte der 1980er-Jahre vermittelte Juchli die Ideen und Inhalte des neuen Pflegeverständnisses auf nationalen und internationalen Pflegekongressen. Gleichzeitig engagierte sie sich zunehmend seelsorgerisch und

therapeutisch. Mit einer entsprechenden Zusatzausbildung und vor dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrung mit Lebenskrisen und schwierigen Entscheidungsphasen leistete sie bis zuletzt Menschen in problematischen Lebenssituationen Beistand.

Seit ihrer Pensionierung 1998 beschäftigte sich Juchli vorrangig mit der Frage, wie Altern „gut gelingen“ kann. Sie setzte sich aber auch nach wie vor im Bereich Pflege ein und engagierte sich zu Themen rund um Spiritualität und Sinnfindung in der Pflege.

Trauer um „Pionierin der deutschsprachigen professionellen Pflege“. Juchli starb am 30. November 2020 im Alter von 87 Jahren in Bern an den Folgen einer COVID-19-Erkrankung. Ihrem Wunsch entsprechend wurde sie in ihren letzten Lebenstagen im „Haus für Pflege“ in Bern betreut, einer von Pflegefachpersonen geleiteten, eigenständigen Einrichtung, die sie 16 Jahre zuvor selbst eingeweiht hatte.

Der Schweizer Berufsverband der Pflegefachpersonen SBK würdigte Juchli als „eine der ganz großen Pionierinnen der deutschsprachigen professionellen Pflege“. Mit ihr verliere die Schweizer Pflege ein Vorbild, eine Wegbereiterin und einen Leuchtturm. Sie sei eine „überzeugte Kämpferin für eine fachkundige, ganzheitliche, konsequent am Menschen orientierte, menschenwürdige Pflege“ gewesen.

Auch in Deutschland hoben Verbände die Verdienste der Fachbuchautorin und Pflege-theoretikerin hervor. „Schwester Liliane Juchli war eine der mutigsten und inspirierendsten Pflegefachfrauen im deutschsprachigen Raum. Ich durfte sie über 40 Jahre kennen. Wie vielen anderen Pflegefachpersonen hat auch sie mir Kraft und Zuversicht vermittelt, wenn ich zweifelte und aufgeben wollte“, würdigte die Präsidentin des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe (DBfK), Christel Bienstein, die Verstorbene.

Die Pflege verliere mit Schwester Liliane Juchli eine der „prägendsten Persönlichkeiten dieses und des letzten Jahrhunderts“, sagte der damalige Präsident des Deutschen Pflegerats, Franz Wagner. Mit großer Energie habe sie sich für die Profession und für eine gute, am Menschen orientierte Pflege eingesetzt. Sie habe damit das Leben und die beruflichen

Wege von Hunderttausenden Pflegenden mitgestaltet. „Sie war und wird diesen über ihren Tod hinaus ein großes Vorbild sein.“

Dudli ML, Juchli L, Müggler E. Pflege. Praxis und Theorie der Gesundheits- und Krankenpflege. 8. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1997

Fellenberg-Bitzi T. Liliane Juchli – Ein Leben für die Pflege Taschenbuch. Stuttgart: Thieme; 2013

Juchli L. Die ATL (Aktivitäten des täglichen Lebens) – eine Ordnungsstruktur im Kontext eines ganzheitlichen Menschenbildes. In: Schewior-Popp Sitzmann F, Ullrich L. Thiemes Pflege. 12. Aufl. Stuttgart: Thieme; 2012

Juchli L. Ganzheitliche Pflege. Wie werden wir diesem Anspruch gerecht? Die Pflegenden zwischen Realität und Hoffnung. Die Schwester Der Pfleger 1989; 28 (12): 996-1005

Juchli L. Heilen durch Wiederentdecken der Ganzheit. Stuttgart: Kreuz; 1986

Juchli L. Högger B. Umfassende Krankenpflege. Stuttgart: Kommissionsverlag Thieme; 1971

Juchli L. Allgemeine und spezielle Krankenpflege. 1. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1973

Juchli L. Allgemeine und spezielle Krankenpflege. 2. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1976

Juchli L. Allgemeine und spezielle Krankenpflege. 3. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1979

Juchli L. Krankenpflege. Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker. 4. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1983

Juchli L. Sein und Handeln. Ein ABC für Schwestern und Pfleger. Basel: Recom; 1983

Juchli L. Krankenpflege. Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker. 5. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1987

Juchli L. Bilder einer Depression. Leben mit den Kräften der Tiefe. Stuttgart: Kreuz; 1987

Juchli L. Was kranke Menschen brauchen. Freiburg im Breisgau: Herder; 1987

Juchli L. Krankenpflege. Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung und Pflege Kranker. 6. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1991

Juchli L. Alt werden – alt sein. Ein ABC für die Begleitung und Betreuung Betagter. Basel: Recom; 1991

Juchli L. Pflege. Praxis und Theorie der Gesundheits- und Krankenpflege. 7. Aufl. Stuttgart: Thieme; 1994

Lücke S. „Große Pionierin“ der deutschsprachigen Pflege gestorben. Trauer um Schwester Liliane Juchli. Unter: <https://www.bibliomed-pflege.de/news/trauer-um-schwester-liliane-juchli>; Zugriff: 09.05.2021

Lücke S. Biografisches Gespräch. „Es gibt keine professionelle Pflege ohne Nächstenliebe“. Unter: <https://www.bibliomed-pflege.de/sp/artikel/36429-es-gibt-keine-professionelle-pflege-ohne-naechstenliebe>; Zugriff: 09.05.2021

Lücke S. „Ich bin gerne Vorbild“. Unter: <https://www.bibliomed-pflege.de/sp/artikel/27040-ich-bin-gerne-vorbild>; Zugriff: 09.05.2021

Pletscher M. Leiden schafft Pflege. Praesens-Film; 2013



Stephan Lücke
Verantwortlicher Redakteur
stephan.luecke@bibliomed.de





ICH BLICKE ZUFRIEDEN UND DANKBAR ZURÜCK

2018 wurde Schwester Liliane Juchli 85 Jahre alt. Zu diesem Anlass reiste Die Schwester | Der Pfleger-Redakteur Stephan Lücke in die Schweiz und führte mit der renommierten Lehrbuchautorin und Pflegeetheoretikerin ein biografisches Interview.



Schwester Liliane Juchli, auf Initiative der Stiftung Lebensqualität fand Ihr beruflicher Nachlass in dieser nach Ihnen benannten Bibliothek einen neuen Platz. Gibt es ein Exponat, das für Sie eine besondere Bedeutung hat?

Das ist schwierig zu beantworten, denn jedes Exponat hat seine eigene Geschichte, seine eigene Besonderheit. Als Letztes hinzugekommen ist das Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland, das mir vor zwei Monaten überreicht wurde – das haben Sie ja sicher mitbekommen. Aber nein – kein Exponat sticht heraus. Jedes hatte seine Bedeutung in meinem Leben.

Was bedeuten Ihnen Auszeichnungen wie das Bundesverdienstkreuz?

Eine solche Anerkennung ist natürlich etwas ganz Besonderes. Andererseits fühle ich mich unwohl, als Einzelperson so in den Vordergrund gerückt zu werden. Deswegen machte ich in meiner Dankesrede deutlich, das Verdienstkreuz stellvertretend für all jene in Empfang zu nehmen, die sich für die Pflege

eingesetzt haben oder einsetzen. Auf diese Weise kann ich ganz gut mit Ehrungen dieser Art umgehen.

Sie zählen seit vielen Jahren zu einer der bekanntesten und renommiertesten Persönlichkeiten in der Pflege. Besonders Auszubildende und Berufsanfänger reagieren auf Sie sehr positiv. Wie fühlt es sich an, Vorbild für Tausende von Pflegefachpersonen zu sein?

Gerade als alt gewordene Pflegefachfrau ist es wunderbar zu spüren, dass mein Einsatz für die Pflege auch nach diesen vielen, vielen Jahren noch immer so wertgeschätzt wird. Dabei erstaunt es mich immer wieder, dass besonders junge Menschen so positiv auf mich reagieren. Denn ich habe die Herausgeberschaft des Lehrbuchs ja schon vor vielen Jahren an den Thieme-Verlag übergeben.

Die Ausübung des Pflegeberufs ist heute von Personalmangel, Arbeitsverdichtung, Fremdbestimmung und Ökonomisierung geprägt. Sie hingegen machen sich bis heute für eine

Am 11. April 1956 erwarb Klara Juchli das Diplom der Krankenpflegeschule Theodosianum. Einen Monat später wurde sie Kandidatin im Kloster Ingenbohl.



Als ich 16 war, stand die Entscheidung fest, mich einem Orden anzuschließen. Doch hierfür benötigte ich die Zustimmung meiner Familie, und die war dagegen. Also musste ich erst volljährig werden. Um die Zeit zu überbrücken, entschied ich mich für eine Ausbildung zur Krankenschwester.

Foto: Privat

Pflege stark, die von Mitmenschlichkeit geprägt ist. Vermutlich ist dies der Grund, warum Sie von den Pflegenden jeden Alters so geschätzt werden.

Das mag sein. In den vielen Gesprächen, die ich besonders mit jungen Pflegenden führe, spüre ich immer wieder: Die Kolleginnen und Kollegen möchten ihren Beruf nicht an einem Computer planen und ausüben. Nein – sie wollen eine Pflege anbieten, die direkt beim Betroffenen stattfindet, in der Begegnung und Interaktion, im Zeithaben auch für das, was nicht planbar und voraussehbar ist.

Eine von Nächstenliebe geprägte Pflege ist heute mehr denn je bedroht. Die Pflegenden in Deutschland sind verunsichert – viele fühlen sich ausgelaugt und hoffnungslos. Bundesweit haben in diesem Jahr Streiks stattgefunden. Was würden Sie den Kolleginnen und Kollegen in dieser Situation sagen wollen?

Ich bin seit fast 40 Jahren im deutschsprachigen Raum als Vortragende unterwegs. Dabei sah ich mich selbst nie einzig als Reisende, die sich für die Weiterentwicklung der Pflege einsetzt – nein, ich war immer auch Reisende zur Vermittlung von Hoffnung. Schwierige Situationen hat es in der Pflege immer gegeben. Somit war es stets mein Anliegen, den Kolleginnen und Kollegen Mut zu machen für das, was einst die Motivation für den Beruf ausgemacht hat. Meine Zuhörerinnen und Zuhörer haben mir auf all meinen Reisen versichert, eine Pflege ausüben zu wollen, die dem Menschen dient, und sie wünschen sich Bedingungen, die dies ermöglichen. Eine solche für unseren Berufsalltag unverzichtbare Motivation muss hochgehalten werden. Hierfür sind dringend Bemühungen vonseiten der Gesellschaft und Politik erforderlich. Doch Pflegenden müssen sich auch selbst einbringen und politisch aktiv werden – zum Beispiel über die Mitwirkung in Verbänden. Nur gemeinsam sind Pflegenden stark und können etwas bewirken.

Lassen Sie uns zeitlich zurückgehen: Wie kamen Sie auf den Berufswunsch der Krankenschwester?

Vor der Pflege war die Mission. Schon als Mädchen spürte ich die innere Berufung, mein Leben in den Dienst Gottes zu stellen. Schon als Neun- oder Zehnjährige habe ich

Missionszeitschriften in die Hände bekommen. Mein Leben den Ärmsten der Armen zu widmen – das hat mich fasziniert. Als Erstkommunikantin fragte ich den Pfarrer, was ich tun müsse, um diesen Wunsch zu verwirklichen. Ich müsste in ein Kloster eintreten, antwortete er, um als Ordensschwester in die Missionsgebiete entsandt zu werden. Für die jungen Menschen von heute mag dies schwer nachvollziehbar sein, doch man darf nicht vergessen: In der damaligen Zeit – in den Vierzigerjahren – konnten Frauen nicht selbst entscheiden, in die Welt zu gehen und sich in der Entwicklungshilfe zu engagieren. Dies war nur über einen Orden möglich.

War es für Sie damals schon vorstellbar, in ein Kloster einzutreten?

Nein, diesen Gedanken habe ich erst mal beiseitegeschoben. Doch die innere Berufung, mein Leben in den Dienst Gottes zu stellen, rückte schnell wieder in den Vordergrund. Als ich 16 war, stand die Entscheidung fest, mich einem Orden anzuschließen. Doch hierfür benötigte ich die Zustimmung meiner Familie, und die war dagegen, besonders mein Vater. Also musste ich erst volljährig – 21 – werden. Um die Zeit zu überbrücken, entschied ich mich für eine Ausbildung zur Krankenschwester. Denn Pflege werde in der Entwicklungshilfe gebraucht und sei daher eine gute Vorbereitung, ein gutes Sprungbrett, glaubte ich.

Warum haben Sie den Wunsch, sich als Krankenschwester in Entwicklungsländern zu engagieren, letztlich nicht verwirklicht?

Die Ausbildung von Krankenschwestern war seit jeher ein wichtiger Schwerpunkt unseres Ordens. Da es an unseren Krankenpflegeschulen zu wenig Lehrpersonal gab, wurde ich schon kurz nach meiner Diplomierung Unterrichtsschwester. Der Orden brauchte mich und erinnerte mich an mein Versprechen des Gehorsams – deshalb ließ sich mein Wunsch der Entwicklungshilfe nicht verwirklichen. Dies zu akzeptieren, war für mich sehr schwer. Es war ein intensiver Einbruch und ich habe Jahre gebraucht, um diese Enttäuschung zu verarbeiten. Heute würde ich natürlich sagen: Ich habe dennoch meine Entwicklungshilfe gehabt. Denn wäre mein Wunsch der Arbeit in der Mission in Erfüllung gegangen, hätte

mein Leben einen völlig anderen Verlauf genommen. Und wenn ich sehe, dass Sie heute aus Deutschland zu mir gekommen sind und mich all diese positive Resonanz erreicht, dann kann ich sagen, dass ich dankbar und zufrieden bin über den Verlauf meines Lebens.

1953 begannen Sie Ihre Ausbildung an der Krankenpflegeschule des Spitals Theodosianum in Zürich. Warum haben Sie sich für diese Schule entschieden?

Im Sommer 1952 hatte ich an einer Veranstaltung für Frauen im Kloster Ingenbohl teilgenommen. Ich war 17 Jahre alt. Auf dieser Tagung erfuhr ich, dass das Ingenbohler Institut eine neue Krankenpflegeschule für nicht ordensgebundene Schwestern am Spital Theodosianum in Zürich eröffnen würde; der erste Kurs würde noch im Herbst beginnen. Mein Interesse war geweckt! Doch dann stellte sich heraus, dass ich zu jung war; man musste 19 Jahre alt sein, um aufgenommen zu werden. Ich war sehr enttäuscht und ging zunächst zurück nach Yverdon. Doch 1953 war es so weit und ich konnte mit der Ausbildung beginnen. Ich gehörte dem zweiten Kurs an und war damit eine der ersten Schülerinnen. Übrigens gehörte der Ingenbohler Orden 1904 zu den ersten anerkannten Ausbildungsstätten für Krankenpflege in der Schweiz; das Angebot galt aber nur für Ordensanwärterinnen. Als in den Fünfzigerjahren in der Schweiz ein Personalnotstand in der Pflege herrschte, machte der Orden den Schritt, eine Krankenpflegeschule für freie Schwestern, wie man damals sagte, zu gründen. Insofern kann man sagen, dass unser Orden die berufliche Pflege immer im Blick hatte.

Wie lange dauerte Ihre Ausbildung?

Damals bereits drei Jahre. Die Ausbildung begann mit dem sogenannten Vorkurs. In diesen drei Monaten Unterricht wurde uns theoretisches Wissen vermittelt. Auf dem Stundenplan standen vorrangig Fächer wie Medizin, Chirurgie, Anatomie und Verbandlehre, doch es gab auch Unterrichtseinheiten in praktischer Krankenpflege. Da theoretisches Pflegewissen fast völlig fehlte, stand das stundenlange Einüben praktischer Tätigkeiten im Vordergrund. Die Unterrichtswoche begann montags um acht Uhr und endete am Samstag um kurz vor zwölf.

Welche Erinnerungen haben Sie an die praktische Ausbildung?

Das zweite Ausbildungsjahr startete mit dem theoretischen Mittelkurs, der nur einen Monat dauerte und auf dem vorhandenen Wissen aufbaute. Darauf folgten Praktika außerhalb des Lernspitals. Das Institut Ingenbohl unterhielt hierfür Kooperationen mit mehreren Krankenhäusern; eins davon war das Kantonsspital St. Gallen, wo man mich und einige meiner Mitschülerinnen hinschickte. Ich kann mich noch gut an diese Zeit erinnern. Auf verschiedenen Stationen konnten wir die praktische Pflege kennenlernen und vertiefen. Es war eine fruchtbare und lernintensive Zeit. Ich denke gerne daran zurück, denn wir Schülerinnen bildeten eine fröhliche Gemeinschaft. Untergebracht waren wir in mehreren Wohnungen, da das Kantonsspital damals noch nicht über ein eigenes Schülerinnenhaus verfügte.

Wie kann man sich den damaligen Stationsablauf vorstellen?

Der Arbeitstag begann um sechs Uhr morgens. Der Wecker klingelte um fünf, um vor dem Dienst noch die Frühmesse besuchen zu können. Meistens begleitete mich meine Mitschülerin Alice, mit der ich mir das Zimmer teilte. Auf der Station waren die Messung der Vitalzeichen, die Kontrolle der Ausscheidungen und die Begleitung der Arztvisiten typische Tätigkeiten. Nach dem Frühstück wurden die Patienten gewaschen, mobilisiert und zu Untersuchungen begleitet. Es gefiel mir im Grunde auf allen Stationen, denn überall konnte man etwas Neues lernen.

Wie bewerten Sie die Qualität der Ausbildung aus heutiger Sicht?

Für die damaligen Verhältnisse war es eine durchaus fortschrittliche Ausbildung, auch wenn es kaum Lehrmaterial gab. Insofern war es eine gute Idee der Leiterin unserer Krankenpflegeschule, uns in den Außeneinsätzen ein Pflegetagebuch schreiben zu lassen. Dabei ging es vor allem darum, die sogenannten „drei B“ einzuüben: beobachten, befragen, beschreiben. Das Schreiben dieses Tagebuchs war mir keine lästige Hausaufgabe. Im Gegenteil: Der Beruf faszinierte mich und ich wollte die Pflege bis ins Detail verstehen. Also löcherte ich die Abteilungsschwestern und



Der Ingenbohrer Orden gehört seit 1904 zu den anerkannten Ausbildungsstätten für Krankenpflege in der Schweiz.

Für die damaligen Verhältnisse war es eine durchaus fortschrittliche Ausbildung, auch wenn es kaum Lehrmaterial gab.

1956 schloss Klara Juchli (2. v. re.) die Ausbildung zur Krankenschwester ab.



Fotos: Privat

Ärzte mit allen möglichen Fragen. Die Pflegegebäude wurden in der Krankenpflegeschule wie eine Schatztruhe behandelt, denn sie stellten den Ersatz für die damals noch weitgehend fehlende Fachliteratur dar.

Können Sie beschreiben, was genau Sie an der Pflege so faszinierte?

Zunächst einmal das Helfen – das Dasein für den kranken Menschen. Schon damals reflektierte ich, was man als Pflegefachperson tut, warum man es tut und welche Wirkung man mit seinen Handlungen erzielt. Ich erinnere mich an eine 17-jährige Patientin, die von einer Bahn angefahren worden war und einen Arm verloren hatte. Diese junge Frau lag auf meiner Station und ich sollte sie versorgen. In der damaligen Zeit herrschte ein krankheitsorientiertes Modell vor; aus einer Diagnose leitete sich die symptomorientierte Therapie ab. Doch als ich den Verband der Patientin wechselte, interessierte mich weniger die Handlung an sich, sondern vielmehr das, was diese junge Frau für ihre Genesung benötigte. Was kann man ihr geben – was ist Pflege?

Gab es Schwestern, mit denen Sie Ihre Gedanken reflektieren konnten?

Kaum. Die meisten Schwestern antworteten „Warum fragst du, mach's doch einfach“, wenn ich Handlungen hinterfragte. Doch ich hatte das Glück, auch Schwestern zu erleben, die mir etwas vorgelebt haben von Pflege, die den Menschen in den Blick nimmt.

Einen Monat nach Abschluss der Ausbildung traten Sie in den Orden des Klosters Ingenbohl ein und nahmen den Namen Schwester Liliane an. 1959 feierten Sie gemeinsam mit Ihrer Familie die klösterliche Profess. Hatte Ihre Familie zu diesem Zeitpunkt Frieden mit Ihrem Lebensweg geschlossen?

Ja, aber es war für meine Angehörigen nicht einfach, besonders nicht für meinen Vater. Er ist zwar gekommen, aber er hat kein Wort gesagt. Später sagte er vielen Leuten: Ich habe eine Tochter, sie ist Krankenschwester, aber sie hat sich einem Orden angeschlossen, also wird sie nicht für mich sorgen können am Lebensende. Ich bin ein Trotzmensch und habe ihm immer gesagt: Nein, du stirbst nicht allein. Und so war es auch. Die letzte Woche seines Lebens auf der Intensivstation habe

ich ihn eng begleitet. Das war etwas Wunderbares.

Bereits einen Tag nach der Profess nahmen Sie auf Wunsch des Ordens Ihre Arbeit am Regionalspital Walenstadt auf. Welche Erinnerung haben Sie an diese Zeit?

Rückblickend war die Tätigkeit in diesem Spital eine glückliche Fügung, denn dort wurden viele schwerstkranke Patienten behandelt. So konnte ich als Berufsanfängerin viele Erfahrungen sammeln, die mir später als Unterrichtende zugutekamen. Ich war auf einer operativen Station eingesetzt. Eine Intensivstation gab es damals noch nicht, also lagen all diese frischoperierten Patienten auf der Station, darunter auch viele Patienten mit apallischem Syndrom. Da es nicht viel Personal gab, arbeitete man als Schwester – ob berufserfahren oder nicht – sehr selbstständig. Wenn es an Erfahrung und Mittel fehlt, wird man schnell kreativ. Was man heute etwa als Basale Stimulation bezeichnet, habe ich damals intuitiv angewendet.

Können Sie dies an einer konkreten Situation festmachen?

Ich erinnere mich an einen jungen Mann, der einen Verkehrsunfall erlitten hatte und schwer verletzt auf unserer Station lag. Obwohl es Weihnachtszeit war, besuchte ihn niemand, denn seine Eltern lebten weit oben in den Bergen. Mit einer Orange ging ich zu diesem jungen Patienten, der kaum bei Bewusstsein war, und legte ihm diese in eine seiner Hände. Dann legte ich sie in die andere Hand und beobachtete erneut, ob er darauf reagierte. Dann schälte ich die Orange und hielt ihm die Frucht an die Nase. Wieder wartete ich ab, ob etwas passiert. Schließlich gab ich dem Mann wenige Tropfen des Saftes auf die Lippen und auf die Zunge. Und wieder achtete ich gespannt auf seine Reaktion.

Sie haben also intuitiv versucht, die Sinne des Patienten zu stimulieren.

Ja genau, all dies habe ich gemacht, ohne jemals etwas von Basaler Stimulation gehört zu haben. Ein anderes Beispiel ist Kinästhetik. Auch dieses Konzept gab es noch nicht; dennoch habe ich Handlungen, die man heute der Kinästhetik zuschreiben würde, spontan ausgeführt. Der Ausgangspunkt war immer

der gleiche: Ich habe hier einen Patienten und überlege mir, was ich tun kann, um diesem Menschen zu helfen.

Nach zwei Jahren Tätigkeit in Walenstadt wurden Sie an das Spital Theodosianum zurückgeholt und als Lehrerin eingesetzt. Wie kam es dazu?

An der Krankenpflegeschule war eine Unterrichtsschwester ausgefallen und es gab keinen Ersatz. Die Schulleiterin und die Oberin sagten: „Die Liliane, die schafft das.“ Also sprach mich die Oberin an. Ich erinnere mich noch gut – es war ein Freitagnachmittag und es hieß: „Ab Montag unterrichtest du in der Krankenpflegeschule.“ Erst einmal war von ein paar Wochen Vertretung die Rede. Aus ersten Versuchen wurden letztlich viele Jahre. Meine anfängliche Unsicherheit, dieser neuen Aufgabe gewappnet zu sein, schlug schnell um in Faszination. Dabei wäre ich selbst nie auf die Idee gekommen, Unterrichtende zu werden. Aber andere haben mir diese Aufgabe zugetraut. Gleiches passierte Anfang der Siebzigerjahre, als mich die Direktorin der Kaderschule in Aarau bat, Pflege zu unterrichten. Ich sagte ihr, dass mir hierfür die nötige Ausbildung fehlte. Aber sie sagte: „Nein, Sie können das.“ Ich wurde gebraucht, also ging ich nach Aarau. So war es eigentlich immer. Ich hatte nie die Absicht, Reisende in Sachen Pflege zu werden.

In den Siebzigerjahren wurden Sie als Herausgeberin des ersten umfassenden deutschsprachigen Pflegelehrbuchs bekannt. Wie kam es dazu?

Als Lehrerin fertigte ich regelmäßig Skripte für den Unterricht an. Diese Arbeitsmaterialien wurden über die Jahre gesammelt, doch es war klar, dass dies keine nachhaltige Lösung darstellte. Denn wir vervielfältigten Arbeitsblätter damals als Matrizen. Weil frisch gedruckte Exemplare meistens noch etwas nach Alkohol rochen, nannte man sie umgangssprachlich auch Schnapsmatrizen. Sie blichen mit der Zeit aus, also mussten wir uns etwas einfallen lassen. Die Schulleiterin, Schwester Fabiola Jung, schlug vor, die Arbeitsblätter zusammenzufassen, als Wachsmatrizen zu drucken – was ein hochwertigeres Druckverfahren darstellte – und zu binden. So entstand der Vorläufer des späteren Lehrbuchs – wir nannten es

Kostenloses Pflege- Update



**2x wöchentlich
alle News aus der Pflege
frisch ins Postfach**

Hier anmelden:
bibliomed-pflege.de/newsletter

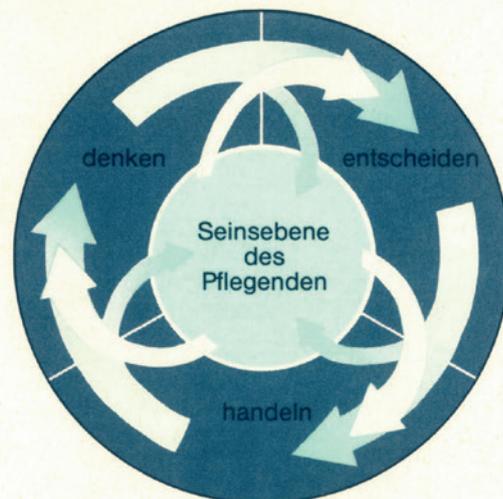


Krankenpflege

Praxis und Theorie der Gesundheitsförderung
und Pflege Kranker

Von Schwester Liliane Juchli
Didaktische Mitwirkung A.Vogel

4. überarbeitete und erweiterte Auflage



Mir war klar, dass Arbeit auf mich zukommen würde, aber das Ausmaß konnte ich nicht absehen.

Schon zwei Jahre nach der Veröffentlichung meldete

sich Thieme, weil die zweite Auflage anstand. So ging es

bis zur achten Auflage im Jahr 1997 weiter.

Es waren immer arbeitsreiche Jahre.

Abb.: Thieme-Verlag

Praktikumsheft. Die Texte stammten von mir, die Zeichnungen hatte meine Mitschwester Beda Högger angefertigt und die Schulleiterin Schwester Fabiola Jung, die heute übrigens immer noch lebt – sie ist 96 Jahre alt –, steuerte das Vorwort bei (*Schwester Liliane Juchli steht auf, holt das Buch und blättert darin*).

Dieser Band erschien 1969 und war für den schulinternen Gebrauch gedacht. Warum entschieden Sie sich für den Titel „Umfassende Krankenpflege“?

Wir wollten damals schon deutlich machen, dass Pflege keineswegs auf Verrichtungen zu reduzieren ist. Nein, Pflege ist umfassend und nimmt die Individualität des Menschen in den Blick. Das wird im Vorwort schon sichtbar. Schwester Fabiola Jung schreibt: „Schon heute, und sicher in der nahen Zukunft, zählt der Computer den Puls, misst Fieber und Blutdruck, zeigt Änderungen im Befinden des Patienten an, alarmiert bei Gefahr und schaltet die rettenden Apparaturen ein. Dadurch bleibt der Schwester mehr Zeit für die menschlichen und seelischen Bedürfnisse des Kranken sowie für pädagogische und betriebspsychologische Aufgaben. Krankenpflege ist und bleibt im Letzten echte Hilfe am leidenden Menschen. Möge dieses Buch etwas zur ganzheitlichen und fachgerechten Hilfe am kranken Menschen beitragen.“

Wie entwickelte sich aus diesem Vorläufer das berühmte Pflegelehrbuch, das sich über Jahrzehnte zum Standardwerk entwickeln und einen so wichtigen Beitrag zur Professionalisierung der Pflege leisten sollte?

Anfang der Siebzigerjahre gab es den ersten Austausch über die Grenzen: Angehende Lehrerinnen für Pflege kamen aus Deutschland für zweiwöchige Praktika in die Schweiz – natürlich auch an unsere Schule. Jede Hospitantin erhielt ein Exemplar unseres Praktikumshefts. Und dann entstand eine gewisse Eigendynamik. In Deutschland wurde unser Buch ein „heißer Tipp“ und unsere Krankenpflegeschule erhielt immer mehr Anfragen von Personen, die den Band kaufen wollten. Doch von unserer Schulleiterin hieß es: „Wir sind keine Druckerei.“ Ich glaube, dass es deutsche Pflegenden waren, die sich daraufhin an Thieme – diesen großen wissenschaftlichen Fachverlag in Stuttgart – wandten. Die-

ser erkannte offensichtlich eine Marktlücke. Aus heutiger Zeit ist es eine logische Entwicklung, dass das Lehrbuch, das über Jahre so erfolgreich werden sollte, auf eine Initiative unserer Krankenpflegeschule zurückzuführen ist. Denn unser Orden war auf dem Gebiet der Ausbildung immer sehr aktiv. Unsere ordenseigene Schule gab schon 1861 ein kleines Büchlein für angehende Krankenschwestern heraus (*Schwester Liliane Juchli steht auf und holt das Buch mit dem Titel „Die Krankenpflege zum Gebrauche der barmherzigen Schwestern“*).

1971 erschien im Thieme-Verlag ein Nachdruck des Praktikumshefts. Das von Ihnen überarbeitete Manuskript erschien 1973 als Lehrbuch und trug den Titel „Allgemeine und spezielle Krankenpflege“. Es entwickelte sich schnell zum Standardwerk in der deutschsprachigen Pflege und wurde fast zeitgleich ins Italienische und Niederländische übersetzt. Doch als der Thieme-Verlag in Ihrer Krankenpflegeschule anfragte, das Praktikumsheft kommerziell zu veröffentlichen, reagierten Sie zurückhaltend. Warum?

Als die Anfrage des Verlags kam, sagte die Schulleiterin: „Machen wir!“ Alle waren begeistert. Ich war die Einzige, die zurückhaltend war. Warum? Weil ich spürte, dass die Arbeit letztlich an einer Person hängen bleiben würde. Dennoch stimmte auch ich dem Vorhaben des Verlags zu. Dass es eine zweite, eine dritte Auflage geben würde, war zu diesem Zeitpunkt jenseits meines Denkens. Letztlich hat das Buch mein ganzes Leben geprägt. Denn kaum war eine Auflage draußen, stand die nächste vor der Tür. Ein wissenschaftlicher Verlag wie Thieme ist verpflichtet, seine Lehrbücher alle drei, höchstens alle vier Jahre neu aufzulegen. Das war letztlich eine Chance und hat einen erheblichen Beitrag zur Professionalisierung der Pflege geleistet.

War Ihnen klar, dass Sie mit Ihrer Zusage sozusagen eine zweite Karriere als Fachbuchautorin einschlugen?

Mir war klar, dass Arbeit auf mich zukommen würde, aber das Ausmaß konnte ich nicht absehen. Schon zwei Jahre nach der Veröffentlichung meldete sich Thieme, weil die zweite Auflage anstand. So ging es bis zur achten Auflage im Jahr 1997 weiter. Es waren immer arbeitsreiche Jahre.

Während Sie an der zweiten und dritten Auflage arbeiteten, übernahmen Sie die Leitung der ordenseigenen Krankenpflegeschule am Claraspital in Basel. Wie kam es dazu?

Es war wie immer: Der Orden brauchte mich. Doch letztlich führte diese Doppelbelastung schleichend zu einer Erschöpfungsdepression. Aus heutiger Sicht war mein Burn-out eine Chance, weil ich nach diesen arbeitsreichen Jahren endlich eine Auszeit nehmen durfte. Zunächst bekam ich eine Krankheitszeit, dann eine Sabbatzeit. Dies war letztlich gut, denn so hatte ich die Möglichkeit, über alles in Ruhe nachzudenken – etwa ob es für mich überhaupt sinnvoll war, Schulleiterin zu sein. Denn diese Aufgabe entsprach eigentlich nicht meinem Naturell. So entschied ich mich, die Schulleitung abzugeben, zwei Jahre zurückzugehen in die Praxis und anschließend die vierte Auflage in Angriff zu nehmen. Der Orden stimmte dieser Entscheidung zu. Ich ging dann nach Bern. Im ersten Jahr war ich in einem ordenseigenen Spital in Teilzeit eingesetzt, damit ich genug Zeit hatte, mich zu regenerieren. Im zweiten Jahr durchlief ich am Inselspital verschiedene Abteilungen. Alle zwei Monate eine neue Station – wie eine Schülerin.

Um auf diese Weise neuen Input aus der Praxis zu erhalten?

Ja, nach 17 Jahren Unterrichtstätigkeit war es notwendig, meine praktischen Kenntnisse zu erneuern. Die Wahl fiel auf das Inselspital, weil ich mir sicher war, in dieser großen Universitätsklinik ein ausreichend großes Praxisfeld vorzufinden. Ich bin der damaligen Direktorin sehr dankbar, dass sie mir die Einsätze auf den verschiedenen Stationen ermöglichte. Ich erinnere mich noch sehr gut an unser erstes Kennenlernen. Sie sagte: „Ich bewundere Ihren Mut.“ Und ich entgegnete: „Mut? Ich muss das tun, um das Buch weiter herausgeben zu können.“

Ich möchte gerne noch mal auf Ihr Burn-out zu sprechen kommen. Wie haben Sie es geschafft, aus dieser Krise wieder herauszufinden?

Das Wort Burn-out drückt es eigentlich sehr treffend aus: Betroffene sind ausgebrannt – und das auf allen Ebenen des Menschseins. Damals nannte man diese Krankheit Erschöpfungsdepression. Eine Depression ist –

wie der Schweizer Psychiater und Begründer der analytischen Psychologie C. G. Jung es ausdrückte – die ultimative Herausforderung für einen Menschen, sein Leben, das aus welchem Grund auch immer in eine Sackgasse geraten ist, zu überdenken und zu ändern.

Wie haben Sie dies geschafft?

Zunächst begab ich mich in medizinische Behandlung. Doch sowohl mir als auch dem behandelnden Arzt wurde schnell klar, dass es nicht Medikamente waren, die ich benötigte, sondern eine länger angelegte therapeutische Seelsorge. So begleitete mich ein Lebensberater über einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren. Rückblickend war es auch die richtige Entscheidung, dass ich im ersten der zwei Jahre in der Praxis nur in Teilzeit arbeitete. So hatte ich genug Zeit innezuhalten. Dazu gehörte auch das Nachdenken über mein eigenes Menschsein und mein Leben als Ordensfrau. Es war eine intensive Zeit des Bei-mir-Seins. Ich habe sehr viel gelesen: Philosophie, Psychologie, Anthropologie, zudem alles von Jung. Ich war wie ein Schwamm und habe alles in mich aufgesogen. All diese neuen Erkenntnisse haben mich persönlich weitergebracht und natürlich auch meine Sicht auf die Pflege verändert.

Die vierte Auflage, die 1983 erschien, war vermutlich das erste für die Fachöffentlichkeit sichtbare Ergebnis dieses Veränderungsprozesses. Sie beschrieben darin erstmals ein Pflegemodell, das das Pflegeverständnis im deutschsprachigen Raum revolutioniert hat. Pflege war bis dato eher verrichtungsorientiert und fokussierte auf die Defizite der Patienten, doch Sie propagierten eine ganzheitliche Sicht, die primär auf das Gesunde fokussiert. War es eine bewusste Entscheidung, einen Paradigmenwechsel in der Pflege herbeizuführen?

Genauso wie beispielsweise ein Schreiner grundlegend den Wald und das Holz genau studieren muss, um sein Handwerk zu erlernen, sollten sich Pflegende mit dem Menschen in seiner Ganzheit auseinandersetzen, um ihren Beruf professionell ausüben zu können. Grundlage für diese ganzheitliche Sicht ist die persönliche Begegnung mit dem Menschen. Pflegende sollten sich fragen: Wie sehe ich diesen Menschen? Wie ist er geworden, was er ist? Was macht ihn aus? Schon



Genauso wie beispielsweise ein Schreiner grundlegend den Wald und das Holz genau studieren muss, um sein Handwerk zu erlernen, sollten sich Pflegende mit dem Menschen in seiner Ganzheit auseinandersetzen, um ihren Beruf professionell ausüben zu können.

als Unterrichtsschwester hatte ich mir immer wieder die Frage gestellt, wie Pflege als eigenständige Disziplin beschrieben werden kann. Diese Überlegungen führten mich zur Formulierung eines ganzheitlichen Pflegeverständnisses.

Als Zugang zu diesem Modell formulierten Sie die Aktivitäten des täglichen Lebens – kurz ATL. Wie kamen Sie auf diese Ordnungsstruktur?

In der Ausbildung war ich geprägt durch die amerikanische Krankenschwester und Pflege-theoretikerin Virginia Henderson. Meine Mitschülerinnen und ich besaßen alle dieses wunderschöne kleine Büchlein „14 Grundbedürfnisse des Menschen“. Henderson beschreibt darin den Menschen als Ganzheit und entwickelt analog zur Maslowschen Bedürfnispyramide 14 Grundbedürfnisse. Die Aufgabe der Pflegenden sei, dem Patienten dort Unterstützung zukommen zu lassen, wo er sie bräuchte, um ein jeweiliges Bedürfnis zu erfüllen. Nachhaltig beeinflusst hat mich auch das Pflegemodell der Lebensaktivitäten von Nancy Roper. Sie ging davon aus, dass menschliche Aktivitäten etwa durch körperliche, psychische und umgebungsabhängige Faktoren in der Art beeinflusst werden, dass dadurch ein individueller Grad an pflegerischem Unterstützungsbedarf entstehen kann. Die ATL sind letztlich eine Weiterentwicklung und Präzisierung dieser beiden Modelle. Dies habe ich in der vierten Auflage auch so beschrieben (*sie steht auf und holt das Buch*): „Pflegekonzepte und Pflegeziele orientieren sich zunehmend an den Aktivitäten des täglichen Lebens, kurz ATL. Nicht nur Nancy Roper hat sich für diese Formulierung entschieden, sie fällt mir auch im deutschsprachigen Raum zunehmend auf. Aus diesem Grund habe ich mich entschlossen, die Henderson-Bedürfnisskala mit der Roper-Lebensaktivitätenliste zusammenzulegen. Dadurch entsteht ein Pflegemodell, das alle Stufen des Menschseins – von der Materie bis zur Transzendenz – miteinschließt.“

Vermutlich ist das Modell der ATL aber mehr als das bloße Zusammenlegen zweier vorheriger Modelle ...

Natürlich sind in erheblichem Maße meine Erfahrungen eingeflossen, die ich in den zwei

Jahren Praxis in Bern gemacht habe. Schließlich gab mir diese Rückkehr in die direkte Patientenversorgung die Chance, mein eigenes Pflegeverständnis zu hinterfragen und neu zu sortieren. Im Buch bezeichne ich die ATL als Konsens der Auffassungen von Grundbedürfnissen und Lebensaktivitäten. Der Begriff der ATL stammt übrigens nicht von mir, wie fälschlicherweise oft behauptet wird. Ich stieß eines Tages in einer Fachzeitschrift für Gerontologie auf diesen Begriff – fragen Sie mich aber bitte nicht, wann das genau war und um welche Zeitschrift es sich konkret handelte. Das ist ja fast 40 Jahre her!

Was unterscheidet die ATL von Henderson und Roper?

Zentral bei den ATL – und da unterscheide ich mich von Henderson und Roper, die diesen Aspekt nicht aufgreifen – ist die Nummer 11: „Sinn finden im Werden, Sein, Vergehen.“ Diese ATL schafft zudem eine Vernetzung zu allen anderen ATL: Sie ist in allen anderen enthalten.

Birgt das ATL-Modell nicht die Gefahr, dass es das Gegenteil von dem bewirkt, was es bewirken soll, nämlich die Abkehr von einer ganzheitlichen Sicht auf den kranken Menschen?

Das ist die Gefahr aller Zugangsmodelle. Deswegen habe ich immer wieder darauf hingewiesen, die ATL nicht isoliert, sondern als Einheit zu betrachten. Die ATL „Sinn finden im Werden, Sein, Vergehen“ hat jedoch eine besondere Bedeutung – sie ist übergeordnet zu sehen. Es geht nicht isoliert um das „Sichwaschen und Sichkleiden“ oder um das „Essen und Trinken“. Die ATL sind ein Zugangsmodell, das Pflegenden helfen soll zu erkennen, was ein Patient in seiner individuellen Situation benötigt.

Die Erstveröffentlichung der ATL liegt nun bereits 35 Jahre zurück. Ist das Modell noch immer zeitgemäß?

Ich weiß, dass die ATL noch immer an vielen Schulen und Krankenhäusern als hilfreich empfunden werden, um zu erkennen, welche Form der Unterstützung ein Patient benötigt. Natürlich – es sind viele Jahre gegangen und Zugangsmodelle wie jene von Henderson und Roper werden heute möglicherweise durch Assessment-Instrumente ersetzt. Dennoch ist

der Mensch weiterhin mit seinen Grundbedürfnissen ausgestattet, sodass die ATL auch heute noch zur Orientierung hilfreich sind. Doch im Mittelpunkt steht immer der kranke Mensch – das war und ist immer meine zentrale Botschaft. Die Beziehung zum Menschen, das Sicheinfühlen sind unabdingbar für eine adäquate Versorgung. Es gibt keine professionelle Pflege ohne Nächstenliebe. Und dies schließt auch die Liebe zu einem selbst ein. Dies ist mir in den Jahren meiner eigenen Krise sehr bewusst geworden. Gesundheits- und Krankenpflege und Selbstpflege müssen immer ineinandergreifen.

Nach dem Erscheinen der vierten Auflage häuften sich die Anfragen, Ihr Pflegemodell auf Tagungen und Kongressen vorzustellen. Durch die vielen Termine eröffnete sich ein neues Aufgabenfeld für Sie. Woher nahmen Sie die Kraft, über Jahrzehnte derart viel in Sachen Pflegeentwicklung unterwegs zu sein?

Wenn etwas in einem brennt, das einem wichtig ist, dann ist das auch ein Motor, eine Energie, die uns trägt. Viel Kraft schöpfe ich zudem aus dem Glauben und der spirituellen Tiefe. Ich blicke sehr gerne auf die vergangenen 40 Jahre zurück, in denen ich im Dienst der Pflege unterwegs war. Ich bin den Verantwortlichen unserer Ordensgemeinschaft dankbar, dass sie mich 1980 für diese Aufgabe freigestellt haben und mich Landesgrenzen überschreiten ließen. Meine Reisen waren stets geprägt von freundschaftlichen Begegnungen, aber auch von fachlich herausfordernden Gesprächen, von intensiven Auseinandersetzungen auf der Suche nach dem Kerngeschäft der Pflege.

War die Erlaubnis des Ordens, im Dienst der Pflege reisen zu dürfen, eine Formalität oder mussten Sie Überzeugungsarbeit leisten?

Als ich Ende der Siebzigerjahre krank wurde und eine Auszeit benötigte, hatte mich der Orden ja schon einmal freigegeben. Die Ordensleitung stimmte auch sofort meinem Wunsch zu, für zwei Jahre zurück in die Praxis zu gehen und anschließend die vierte Auflage zu bearbeiten. Doch als das Buch erschienen und ich wieder vollkommen genesen war, kam die Ordensleitung – bestehend aus sieben Rätinnen – auf mich zu und sagte: „Wir brauchen Sie in den eigenen Reihen.“

Doch als sich dann die Anfragen von außen häuften, entschied der Orden: „Wir geben Sie für diese Aufgabe frei.“ Ich konnte meine Reise- und Vortragstätigkeit dann selbstverantwortlich gestalten. Die einzige Bedingung war, zweimal im Jahr eine Liste einzureichen mit den anstehenden Terminen. Es war eine lustige Situation, als mich die erste Anfrage aus den USA erreichte. Die Ordensleitung sagte: „Die können doch auch ohne Sie auskommen.“ Und ich erklärte, dass es sich um einen internationalen Pflegekongress handelte mit Teilnehmenden aus der ganzen Welt. Und das nahm der Orden dann einfach so an.

Gibt es Reisen oder Kongresse, an die Sie sich besonders gern zurückerinnern?

Eine der ersten Reisen ging nach Berlin, das war ein eindrückliches Erlebnis. Es gab Gelegenheit, sowohl die West- als auch die Osthälfte zu erkunden. Berlin war damals wirklich eine Stadt der Gegensätze: so viel Freude und Lebendigkeit im Westen und so viel Kargheit und Misstrauen im Osten. Ich bin im Laufe der Jahre oft in Berlin gewesen und habe die Stadt intensiv kennenlernen können.

Hat Ihnen das intensive Reisen viel Freude gemacht?

Ja natürlich, sonst hätte ich es nicht gemacht. Manchmal strengte mich das viele Reisen auch an. Doch immer, wenn ich die Resonanz der Pflegenden spürte, dann war jede Müdigkeit wie weggewischt – dann war ich voll da und es ging mir gut.

1997 erschien mit der achten Auflage das Lehrbuch zum letzten Mal unter Ihrer Herausgeberschaft und Sie übergaben das Werk an den Thieme-Verlag. Wie schwer war es für Sie, loszulassen?

Es war nicht einfach, aber wirklich gelitten habe ich nicht. Wahrscheinlich ist die Situation vergleichbar mit dem Gefühl einer Mutter, die ihre Kinder ab einem gewissen Alter loslassen und ihre eigenen Erfahrungen machen lassen muss. Zu meiner Gelassenheit hat aber sicherlich beigetragen, dass im Zuge der Übergabe der Herausgeberschaft an den Thieme-Verlag vertraglich vereinbart wurde, dass das ganzheitliche Menschenbild und die Orientierung an den ATL Kernthemen des Buchs bleiben würden.



Schwester Liliane Juchli entspannt im Garten einer Freundin.



Eher verwundert mich meine berufliche Entwicklung im Ganzen. Dass sowas überhaupt möglich war. Dass ich heute von so vielen jungen Pflegenden wahrgenommen werde. Das lässt mich zufrieden und dankbar zurückblicken.

Thiemes Pflege ist im vergangenen Jahr in der 13. Auflage erschienen. Verfolgen Sie die Buchreihe weiterhin?

Ich erhalte die einzelnen Ausgaben weiterhin und ich schaue auch mit Interesse hinein. Aber es ist nicht mehr mein Buch.

Lesen Sie Pflegezeitschriften und Fachliteratur?

Nicht mehr so intensiv wie früher. Ich erhalte zwar alle Zeitschriften und ich verfolge, was es Neues gibt. Aber die Fachartikel lese ich kaum noch. Die Spannung auf den Inhalt ist nicht mehr so groß und ich benötige für das Lesen mehr Zeit als früher. Deswegen kommt es immer häufiger vor, mich dabei zu ertappen, dass neue Ausgaben erscheinen, ohne in die vorherigen richtig reingeschaut zu haben. Dasselbe gilt für die Arbeit am PC: Ich brauche für alles viel Zeit. Selbst beim Schreiben einer E-Mail muss ich manchmal eine Pause einlegen und mich etwas ausruhen, zum Beispiel weil die Augen nicht mehr wollen.

Gibt es Ereignisse oder Stationen Ihres beruflichen Lebens, an die Sie sich besonders gerne zurückerinnern?

In guter Erinnerung geblieben ist mir die Zeit im Inselfspital, um meine Praxiserfahrungen aufzufrischen. Das war eine sehr fruchtbare Periode. Im Grunde ist es aber so, dass es nicht einzelne Begebenheiten sind, die mir besonders im Gedächtnis geblieben sind, wenn ich auf meine Laufbahn zurückblicke. Eher verwundert mich meine berufliche Entwicklung im Ganzen. Dass so was überhaupt möglich war. Dass ich heute von so vielen jungen Pflegenden wahrgenommen werde. Das lässt mich zufrieden und dankbar zurückblicken.

Foto: Vreni Frei Blatter

Vor fünf Jahren, kurz vor Ihrem 80. Geburtstag, trafen wir uns schon einmal zum Interview. Damals waren Sie als Rednerin noch immer sehr gefragt. Nun werden Sie bald 85. Haben Sie noch immer einen so vollen Terminkalender?

Nein, heute reise ich nicht mehr viel, denn ich spüre, dass die Kräfte nachlassen. Seit meinem 80. Geburtstag halte ich keine Fachvorträge mehr. Denn es gibt genug jüngere kompetente Pflegefachpersonen, die dies übernehmen können. Ausnahmen mache ich aber manchmal, wenn mich Anfragen erreichen, die mich reizen – etwa wenn es um Themen wie Spiritualität oder die Würde des Menschen geht. Ich nehme mir heute allerdings immer die Freiheit, Anfragen unter Vorbehalt zuzusagen. Denn ich weiß ja nicht, ob und wie lange ich gesund bleibe.

Am 19. Oktober werden Sie 85. Feiern Sie Ihren Geburtstag?

In den vergangenen Jahren war es häufig so, dass ich an meinen Geburtstagen gar nicht zu Hause war. Und obwohl ich mir vorgenommen habe, es ruhiger angehen zu lassen, ist es dieses Mal letztlich wieder so. Vor geraumer Zeit habe ich zugesagt, am 20. Oktober an einer Pflegefachtagung eine Begrüßungsrede zu halten. Erst später fiel mir auf, dass ich die Reise bereits am 19. Oktober – also an meinem Geburtstag – antreten muss. Ich werde mit meinen Mitschwestern noch gemeinsam zu Mittag essen – doch dann muss ich gehen. Im Kreis der Familie wird es auch noch ein kleines Fest geben.

Haben Sie regen Kontakt zu Ihrer Familie?

Ich habe zwei Brüder. Der ältere – Walter – ist früh ins Ausland gegangen und wir haben wenig Kontakt. Der jüngere – Otto – ist im Elternhaus geblieben und stand mir immer sehr nah. Jahrelang hatte er mir mit meinen Vortragsfolien geholfen. Das war ein guter Grund, ihn und unsere Mutter – so lange sie noch lebte – regelmäßig in Baden zu besuchen. Die Entfernung ist nicht groß, sodass ich am Abend immer noch bequem heimfahren konnte, selbst wenn wir lange an den Folien gearbeitet haben. Es waren wirklich viele Folien, die er angefertigt hat – sicherlich mehr als tausend. Vor einiger Zeit mussten Otto und seine Frau aus Alters-

gründen das Elternhaus aufgeben, doch die beiden haben es mit ihrer neuen Wohnung gut getroffen.

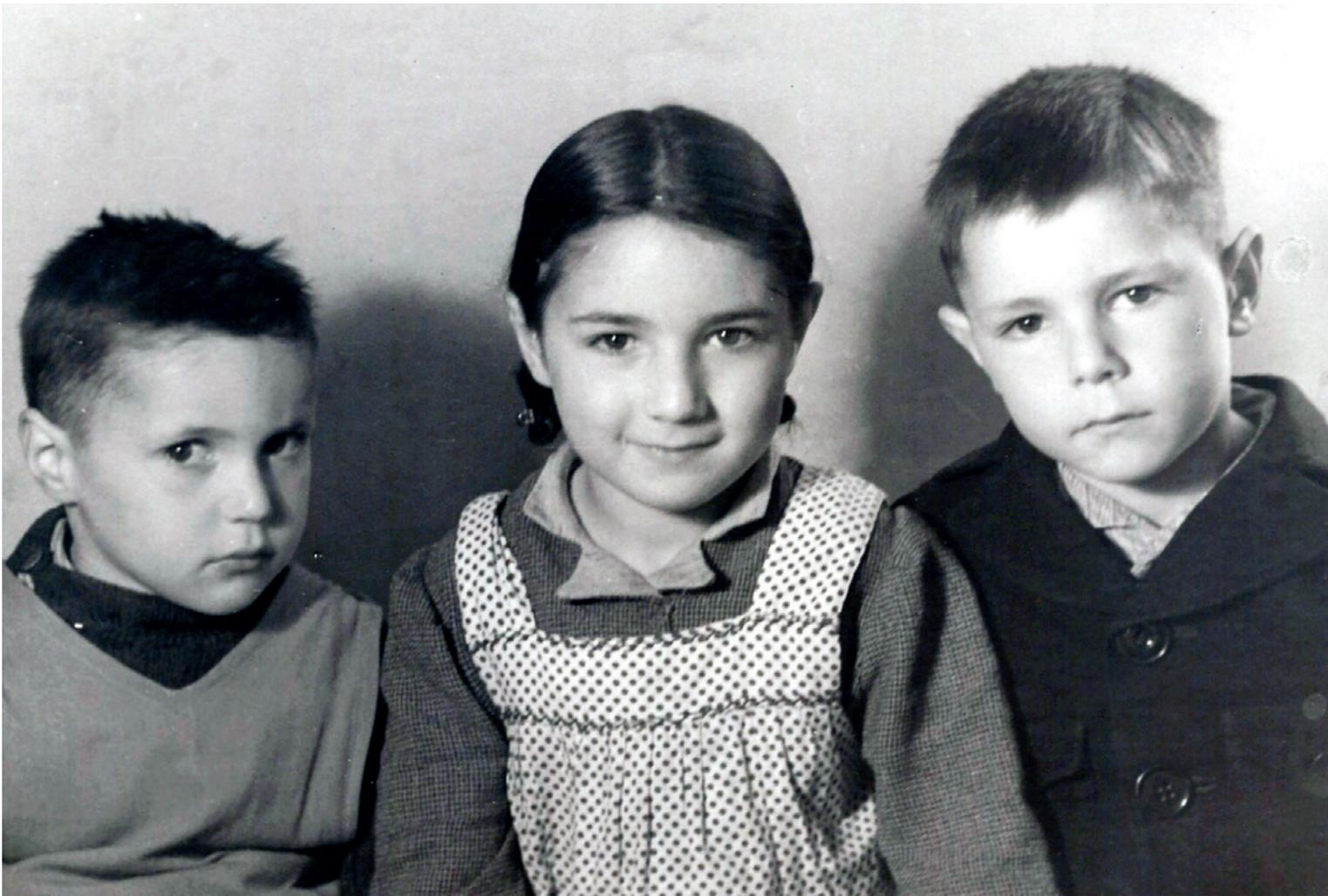
Sie haben die Entwicklung der Pflege in Ihrem Leben maßgeblich geprägt. Sind Sie zufrieden mit der aktuellen Situation der Pflege?

Mein Gott, nein, natürlich nicht. Der Mensch sollte im Mittelpunkt der Pflege stehen und es braucht Rahmenbedingungen, die eine Pflege ermöglichen, die von Nächstenliebe geprägt ist. Doch die Realität ist eine andere: Die Personalschlüssel sind schlecht, ständig heißt es sparen, sparen, sparen. Vermutlich ist das bei Ihnen in Deutschland noch schlimmer als bei uns in der Schweiz. Dies zu sehen, tut mir weh. Es ist eine schwierige Zeit. Junge Pflegenden laden häufig ihren Frust bei mir ab. Ich versuche ihnen dann Mut zu machen: Pflege ist ein sinnvoller Beruf. Habt Freude an diesem Beruf und seid stolz! Letztlich hat es in der Pflege immer Probleme gegeben, mit denen man zurechtkommen musste. Meine Hoffnung ist, dass es die jungen Pflegenden von heute schaffen, Faktoren wie dem Spar- druck, der Administration und dem Einzug von Technik etwas entgegenzusetzen, damit die Pflege am Krankenbett ein starkes Gewicht erhält. Jungen Pflegenden sage ich daher immer wieder: „Vergesst nicht, dass ihr für den Patienten angetreten seid, und seid stolz auf das, was ihr tut.“

Interview: Stephan Lücke



Junge Pflegende laden häufig ihren Frust bei mir ab. Ich versuche ihnen dann Mut zu machen: Pflege ist ein sinnvoller Beruf. Habt Freude an diesem Beruf und seid stolz!



Klara Juchli mit ihren Brüdern Otto (li.) und Walter

„ ICH WAR IMMER STOLZ AUF MEINE SCHWESTER

Schwester Liliane Juchli kam am 19. Oktober 1933 als Klara Ida Juchli in Nussbaumen (Kanton Aargau) zur Welt – 17 Monate nach ihrem Bruder Walter. 14 Monate nach ihrer Geburt folgte Otto. Mit ihrem jüngeren Bruder pflegte sie zeitlebens eine enge Verbindung. Wir sprachen mit Otto Juchli über seine Erinnerungen.

Lieber Otto Juchli, Sie und Ihre Geschwister wuchsen in den 1930er-Jahren in einem aargauischen Dorf auf. Wie würden Sie Ihre Kindheit beschreiben?

Wir waren eine arme Familie und deshalb mussten wir Kinder alle unseren Teil beitragen. Trotz allem hatten Klara und ich eine schöne, lehrreiche und unternehmungslustige Kindheit. Walter war eher ein Einzelgänger und ging meistens seinen eigenen Weg. Er interessierte sich wenig, was Klara und ich alles unternahmen.

Schwester Liliane sagte einmal, dass es innerhalb der Familie eher wenig Zuwendung gegeben habe. Wie würden Sie das Familienleben der Juchlis beschreiben?

Der Tag war stark strukturiert. Unser Vater war in dieser Zeit, während des Krieges, im Tessin und musste Militärdienst leisten. So musste unsere Mutter alle Hebel in Bewegung setzen, um den Hauszins für das kurz zuvor gekaufte Haus aufzubringen und die wenigen Lebensmittel zu bezahlen. Zum Morgenessen wurden je zwei Schnitten Brot zurechtgeschnitten und in den angeschriebenen Tagessack zusammen mit einem Apfel – oder was so vorhanden war – verpackt. Für die Zwischenverpflegung während des Tages suchten wir von den Bäumen runtergefallenes Obst – Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Kirschen, auch Rüben, Erbsen und Kartoffeln, die wir meistens auf einem gemütlichen Holzfeuer in der Glut garen ließen. Das schmeckte sehr gut. Da es zu dieser Zeit eine Mäuseplage gab, konnten wir uns mit Mäusesammeln noch etwas dazuverdienen. Wir stellten Mäusefallen auf und brachten die gefangenen Mäuse zur Sammelstelle. Am Ende des Jahres bekamen wir je nach Anzahl der gefangenen Mäuse etwa 30 bis 40 Franken bezahlt. Mit diesem Geld durften wir drei Kinder unser Schwimmbad-Abo kaufen. Als Hausbesitzer mussten wir Maikäfer und Kartoffelkäfer einsammeln und ebenfalls bei der Sammelstelle abgeben. Sonntags war immer unser freier Tag. Am Morgen ging es in die Kirche oder sie wurde geschwänzt, weil wir etwas anderes geplant hatten. Natürlich haben wir dann die Messe am Abend nachgeholt. Jedenfalls waren Klara und ich viel zusammen. Wie gesagt, leider meist ohne unseren Bruder Walter.

Foto: Privat

Weil das Geld knapp war, mussten Sie und Ihre Geschwister zum Lebensunterhalt beitragen. Welche Arbeiten haben Sie verrichtet?

Wir hatten zum Beispiel etwa 50 Kaninchen in diversen Stallungen, die mussten gepflegt und gefüttert werden und wurden dann natürlich auch an Hotels verkauft. Wichtig war das Fischen; auch die gefangenen Fische wurden an Hotels verkauft oder bei einem Bauern gegen Gemüse, Schweinefleisch oder Heu eingetauscht. Je nach Jahreszeit wurden bei abgemähten Getreidefeldern die noch liegengeliebenen Ären aufgelesen und später zum Müller gebracht, das hat drei bis vier Kilo Mehl gebracht. Im Wald wurden Buchnüsse gesammelt und später auch zum Müller gebracht, dafür bekam man dann etwa zwei bis drei Liter Öl. Bei schlechterem Wetter haben wir Blumen gesammelt, zum Beispiel Schlüsselblumen, Veilchen, Margeriten und alles, was in einen Wiesenblumenstrauß passt. Die Blumensträuße wurden danach für 20 Rappen von uns – meistens Klara und mir – in dem Restaurant der Stadt verkauft. Ebenso wurden Tannenzapfen im Wald gesammelt, zu Hause getrocknet, in Säcke abgefüllt und in der Stadt zum Holzofen anfeuern verkauft. Natürlich müssen wir auch für uns selbst schauen und im Wald Holz zusammensuchen, das wir zum Kochen und Heizen brauchten. Zum Heubeeren- und Pilzesuchen im Wald durften wir im Wald übernachten und eine Hütte bauen. Für die Überwachung von Feuer und Umgebung mussten wir Kinder je zwei Stunden lang abwechselnd Wache halten. Das war immer ein großes Erlebnis mit den diversen Geräuschen im nächtlichen Wald.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Schwester Klara? Wie war sie als Kind und Jugendliche?

Meine Schwester Klara war immer besorgt um mich, da ich mit eineinviertel Jahren die Kinderlähmung bekam und nachher immer ein wenig gehbehindert war. Das hat uns für immer verbunden.

Nach der achten Klasse verließ Klara das Elternhaus wegen des Welschlandjahres – des Aufenthalts von Deutschschweizer Jugendlichen nach der obligatorischen Schulzeit in der auch Welschland genannten Romandie, dem französischen Sprachraum der Schweiz.

Wussten Sie, wie sehr Ihre Schwester in der Gastfamilie gelitten hat?

Während des Welschlandjahres von Klara haben wir beide unter der Abwesenheit gelitten.

Nachdem Klara in Yverdon erste Erfahrungen in einem Spital sammelte, entschied sie sich für eine Ausbildung zur Krankenschwester in Zürich. Was hielt die Familie von ihrem Berufswunsch?

Dass Klara die Familie über ihre berufliche Zukunft als Krankenschwester und über ihren Wunsch, in einem Kibbuz zu arbeiten, informierte, war für mich keine Überraschung, denn es hat sich schon früh abgezeichnet, wohin ihre Zukunft geleitet wird. Nur unser Vater war gar nicht so einverstanden. Für ihn wäre ein Beruf als Serviertochter besser gewesen – das hätte Geld gebracht, alles andere hatte Geld erfordert.

Wie reagierten Sie, als Sie erfuhren, dass Ihre Schwester in den Orden des Klosters Ingenbohl eintreten wollte?

Klaras Wunsch, in einem Kibbuz zu arbeiten, war gar nicht so einfach umzusetzen. Denn die Vermittlung lief damals immer über das Kloster. Deshalb ist sie in den Orden des Klosters Ingenbohl eingetreten und ihr Name wurde von Klara Juchli zu Schwester Liliane Juchli geändert.

Wie haben Sie Ihre Schwester in den 1970er- und 1980er-Jahren erlebt, als sie durch ihr Lehrbuch und ihre Vortragstätigkeit in der Berufsgruppe Pflege zunehmend bekannt und bedeutend wurde?

Unsere Familie freute sich über den Weg von Schwester Liliane. Sogar unser Vater war stolz auf seine Tochter, obwohl er am Anfang etwas verhalten reagierte. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie sehr ihre berufliche Zukunft als Lehrerin geprägt war. Die Schwesternschule brauchte dringend eine Aushilfe und Schwester Liliane musste einspringen. Sie sollte unterrichten, aber Lernunterlagen waren fast keine vorhanden. So sammelte sie ihr darzubietendes Wissen und ihre Vorträge in Sammelmappen und verteilte sie unter den neuen Schülerinnen als Lehrmaterial. Über die Jahre wuchsen ihre Lehrunterlagen zu einer beträchtlichen Größe und wurden als Broschüre gebunden. Ich war immer stolz

auf meine Schwester und versuchte sie zu unterstützen, so gut es ging. Schwester Liliane hat in der Berufsschule immer vollen Einsatz gezeigt und fiel in ein Burnout, wie man heute sagt. Sie musste sich für längere Zeit im Südschwarzwald erholen. Auch meine Frau Martha hat sich sehr mit ihr verbunden gefühlt und Schwester Liliane wöchentlich in Basel oder im Südschwarzwald besucht. Doch selbst in schwierigen Lebensphasen ließ Schwester Liliane die stetige Weiterentwicklung des Pflegewissens nie los. „Wie geht es weiter?“ – Das war immer die alles beherrschende Frage. So entwickelte sich ihr Krankenpflegelehrbuch zur Juchli-Bibel mit einer Auflage von mehr als einer Million. Unsere Schwester Klara, Schwester Liliane Juchli, die große Pionierin für die professionelle Pflege, ist am 30. November 2020 87-jährig im Haus für Pflege in Bern friedlich eingeschlafen. Ich freue mich sehr, dass die Pflegefachpersonen in Deutschland das Andenken meiner Schwester so sehr in Ehren halten.

Interview: Stephan Lücke



Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie sehr ihre berufliche Zukunft als Lehrerin geprägt war. Die Schwesternschule brauchte dringend eine Aushilfe und Schwester Liliane musste einspringen. Sie sollte unterrichten, aber Lernunterlagen waren fast keine vorhanden.

Klara Juchli während ihrer Ausbildung: Der Unterricht fand auch im Wald statt, um zu lernen, mit begrenzten Mitteln auszukommen.

Impressum

Verlag

Bibliomed Medizinische Verlagsgesellschaft mbH
Stadtwaldpark 10, 34212 Melsungen
Tel.: (05661) 73 44-0
E-Mail: info@bibliomed.de
Geschäftsführung: Janosch Herzig

Redaktion

Stephan Lücke (V.i.S.d.P.)

Grafische Gestaltung

Marietta Dorn

Titelfoto

Patrick Gutenberg